

6]

(Nachdruck verboten.)

## Im Kampf für Rußlands Freiheit.

Das Benehmen aller Anwesenden mir gegenüber wurde nun zutunlicher und der Ton kameradschaftlicher. Gegen Abend kamen noch einige, und Nadeschdin sagte: „Sie haben es gut getroffen, denn bei mir versammelt sich heute die Kolonie. So werden Sie schon heute die meisten Kameraden kennen lernen.“

Unter den Neugekommenen schien mir am sympathischsten zu sein ein stiller, blonder Mann von ungefähr 35 Jahren, mit blauen, treuherzigen Augen. Er saß ganz in meiner Nähe, und während die Gesellschaft sich über allgerhand unterhielt, entspann sich zwischen uns ein kleines Privatgespräch. „Sie sind ganz neu?“ fragte er mich. „Wann sind Sie angekommen? Woher kommen Sie? Auf wie lange sind Sie hierher verschickt worden?“ Ich gab ihm Antwort, worauf er erzählte, er sei Pole, sei früher Arbeiter in Warschau, dann in Lodz gewesen, dort sei er verhaftet und auf drei Jahre hierher verbannt worden. „Jetzt bin ich schon über ein halbes Jahr hier. Ach, es lebt sich ganz gut hier oben. Ich habe gute Kameraden, Bücher gibt es auch, und dann hat Nadeschdin es so eingerichtet, daß jede Woche ein Vortrag bei ihm gehalten wird. Daran knüpft sich eine Diskussion, und das ist ganz interessant.“

Am nächsten Morgen schon kam der Pole zu mir. Wir sprachen über das Leben in der Kolonie, und er gab mir recht, als ich äußerte: „Wie es scheint, sind die anderen Kameraden mir gegenüber sehr zurückhaltend.“ „Ja“, antwortete er, „unser kleine Kolonie hat sich schon eingelebt, Sie sind ein Fremder, kommen aus einer ganz anderen Gesellschaftsphäre und haben im Grunde genommen nichts verbrochen. Da ist es begreiflich, daß Sie für die Leute ein unbeschriebenes Blatt sind. Aber es war sehr gut, daß Sie Ihren Freund, den Arzt Popoff, genannt haben. Danach betrachten meine Kameraden Sie als einen anständigen, ehrlichen Menschen, der aber noch nicht weiß, was er eigentlich anfangen soll.“ — „Nun, ich weiß schon, was ich zu tun habe, aber ich brauche doch nicht bei der ersten Begegnung den Leuten gleich alles zu sagen.“

Er blieb ziemlich lange bei mir, erzählte mir von der Arbeiterbewegung in Polen und bemerkte, daß er sehr viele Gesinnungsgenossen im Süden Rußlands und in Moskau habe, die für die Freiheitsache arbeiteten. Unter anderem erzählte er mir auch, daß ein Freund von ihm, der nach einer anderen Stadt desselben Gouvernements verbannt worden war, vor kurzem geflohen sei. — „Ist denn die Flucht so leicht?“ fragte ich. „Wenn man Geld und Verbindungen hat, ist es nicht schwer“, antwortete er. — „Ja, aber wie kann man nur weiterleben, dann muß man doch ins Ausland gehen?“ — „Das ist nicht nötig; Sie können sich immer, wenn Sie Verbindungen haben, einen guten Paß auf fremden Namen verschaffen und ruhig in Ausland weiterarbeiten.“ — „Das wäre eine Idee“ sagte ich. „Ich habe genug Geld und könnte nicht nur selbst fliehen, sondern auch noch ein paar Kameraden mitnehmen. Ich bin nur im unklaren, wie man es anfängt!“ „Es ist besser“, erwiderte der Pole, „Sie fliehen sofort, sonst müssen Sie längere Zeit warten und sich einleben, um dann unauffällig entweichen zu können. Wenn Sie es in den ersten sieben Tagen unternehmen, wo Sie noch kein Mensch kennt, dann kann alles leicht gelingen, oder aber, Sie bleiben ein halbes bis ein ganzes Jahr hier, würden dann verschiedene Freiheiten erlangen, und man würde es nicht auffällig finden, wenn Sie einen größeren Ausflug unternähmen. Die Hauptsache ist, den Isprawnik nicht argwöhnisch zu machen. Uebrigens wurde gestern auch davon gesprochen, wie eigenkümlich es sei, daß der Isprawnik gegen Sie so lebenswürdig ist, Ihnen sogar eine Wohnung gesucht hat. Sie müssen sehr hochgestellte Verwandte haben, die für Sie eintreten. Das hat einige stutzig gemacht, aber Nadeschdin meinte, das wäre sehr gut und könne uns sogar nützen.“

Der Pole ging fort, und ich blieb allein. Aber der Gedanke an die Möglichkeit, von hier fortzukommen, war so überwältigend, daß ich schon gegen Abend wieder zu Na-

deschdin hinging. Es waren wieder einige Leute bei ihm versammelt, und ich mußte ihnen wieder von Petersburg, dem Arzt Popoff und einigen Revolutionären, die ich bei ihm getroffen hatte, erzählen. Sie hatten alle an der Bewegung teilgenommen und waren nach einer Gefängnishaft von mehreren Monaten, auch sogar Jahren, hierher geschickt worden und sollten hier 3 oder 5 Jahre verbleiben. Ich erfuhr von ihnen näheres über das Leben der Verbannten. In dieser Stadt war man verhältnismäßig milde: man brauchte nicht jeden Tag zur Polizeiverwaltung zu gehen, um sich vorzustellen; man war nicht, wie in anderen Orten in demselben Gouvernement, 2 bis 3 Monate von der Welt vollkommen abgeschnitten, denn hier kam die Post alle 2 bis 3 Wochen und brachte Briefe, Zeitungen und Zeitschriften; die Korrespondenz wurde nicht von dem Isprawnik durchgesehen, und dadurch wurden die ewigen Reibungen zwischen Verbannten und Polizei vermindert. — Das Schlimmste für den Intelligenzen ist in der Verbannung die gezwungene Untätigkeit. Er darf nämlich seinen Beruf nicht ausüben, — nicht praktizieren, wenn er Arzt ist, nicht unterrichten, wenn er Lehrer ist, außer wenn der Isprawnik einen Lehrer braucht und keiner da ist, als ein Verbannter, der dann das Glück hat, dessen Kinder zu lehren. Sicher ist aber, daß die, deren Gesundheit während der Gefängnishaft nicht untergraben würde, sich hier noch mehr zu Revolutionären entwickeln; sie werfen sich auf das Studium der Nationalökonomie, der Staatswissenschaften und fremden Sprachen, um ihren Geist wach zu halten. Sie stehen in reger Verbindung mit ihren Leidensgenossen, helfen den einfachen Arbeitern bei ihrem Selbststudium und veranstalten unter sich Vorträge und Diskussionen. In dieser Weise erreichen sie, daß ihre Willenskraft nicht gebrochen wird, was die Machthaber nur zu gern möchten. Der Gedanke an Freiheit und weitere Arbeit für Revolutionierung der Masse lebt in jedem Verbannten, und nichts hält ihn davon ab, nach Abbüßung der Strafe oder nach einer glücklichen Flucht sich wieder in diese Arbeit zu stürzen. Zu ihrem Unterhalt erhalten sie von der Regierung eine klägliche Unterstützung von 10 bis 15 Rubeln monatlich; ein Adeliger aber hat auch hier Vorzüge — er erhält mehr als ein Bürgerlicher oder simpler Bauer.

Der Hauptzweck meines heutigen Kommens war, mit Nadeschdin allein zu sprechen oder den Polen zu treffen. Ganz spät, schon als ich nach Hause wollte, erschien dieser. Ich forderte ihn auf, mich zu begleiten, was er auch gern tat, und zu Hause angekommen, unterhielten wir uns bei einem Glase Tee darüber, wie man die Flucht am besten arrangieren könne. Ich hatte sein volles Vertrauen gewonnen, und er versprach, mir eine Reihe von Adressen zu geben, damit ich in Moskau oder im Süden Rußlands sofort einen Paß auf fremden Namen und Anschluß bei seinen Kameraden fände. Wir berieten nun, auf welchem Wege ich Pferde und Schlitten erhalten und wie ich mich vor Verdacht schützen könnte.

Da sich nun einmal die Möglichkeit zeigte, fortzukommen, arbeitete meine Phantasie sehr stark, und ich ging soweit, zu erklären, man könnte ja alles mit Geld erkaufen. Da meinte der Pole lächelnd: „Mit dem Gelde so herumzuwerfen, wie Sie es wollen, hat durchaus keinen Wert, denn in unserer Bewegung brauchen alle Geld, und oft fehlt das Nötigste. Wozu wollen Sie für Ihre Person so eine Unmenge Geld verschwenden? Wir können vielleicht doch sparsamer wirtschaften. Ich kenne den günstigsten Weg nicht so genau, aber ich werde mit Nadeschdin noch heute Abend darüber sprechen, und morgen früh halten wir dann bei Ihnen Kriegsrat. Das ist das Einfachste! Zwei Köpfe sind gut, aber ein Dutzend schadet nie.“

Die Nacht verbrachte ich in aufgeregtem Schlummer, träumte aber so schön, das ich am anderen Morgen frisch und froh aufsprang, mich ankleidete und sofort zu Nadeschdin eilte.

Er war allein und sagte sofort: „Der Pole hat mir schon von Ihrem Plan erzählt. Das ist in der Tat das Beste für Sie, besonders wenn es Ihnen nicht am nötigen Gelde fehlt. Wir müssen es aber sehr schlau einfüdeln, und da habe ich mir gedacht, Sie benötigen die Lebenswürdigkeit des Isprawnik und bitten ihn um die Erlaubnis persönlich einzu-

Sachen für Ihre Wohnung in Archangelsk einkaufen zu dürfen, oder Sie geben einen anderen Grund an. — Sagen wir: Sie wollten den Gouverneur sprechen. Der Mann wird alles gestatten, weil er hofft, durch Ihre verwandtschaftlichen Beziehungen sich gut mit dem Gouverneur zu stellen. Sie sind sozusagen eine Art Protektion für ihn. Sie brauchen ja dann nicht nach Archangelsk zu fahren, wir werden vielmehr den allerbequemsten Weg aussuchen, damit Sie so schnell wie möglich nach Moskau oder einer anderen großen Stadt kommen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Leben und Tod.

Wissenschaftliche Blanderei von Dr. med. Adolf Stark.

Im gewöhnlichen Sprachgebrauch werden Leben und Tod häufig als absolute Gegensätze einander entgegen gestellt, wie etwa Gut und Böse, oder Licht und Dunkel. Aber ebenso, wie das letztere falsch ist, wie Heiligkeit und Schatten sich mischen können zum unbestimmten Grau, ist auch der Tod vom Leben nicht durch eine scharfe Grenzlinie geschieden, die so sagen gestattet: hier endigt das Reich des einen und beginnt das des anderen, sondern es gibt auch auf diesem Gebiete ein Grau, eine Uebergangsform, Zwischenzustände, in denen sich das scheinbar Unverträgliche mit einander verbindet.

Was ist eigentlich der Tod? Die einzige erschöpfende wissenschaftliche Definition kann nur negativ sein: Der Tod ist das Aufhören aller Lebensfunktionen.

Hier stoden wir schon. Das Aufhören aller Lebensfunktionen, gut, aber hören sie denn alle wirklich in derselben Sekunde, in demselben Bruchteil einer Sekunde auf, so daß wir diesen als den Zeitpunkt fixieren können, wo das Leben endigt und der Tod beginnt?

Die Antwort auf diese Frage ist nicht zweifelhaft, sie muß lauten: Einen solchen Zeitpunkt gibt es nicht.

Die Lebensfunktionen des menschlichen und — was in diesem Falle gleichbedeutend ist, — des höheren tierischen Organismus sind sehr mannigfacher Art. Als die wichtigsten und diejenigen, die sich am leichtesten erkennen lassen, wollen wir die Atmung, den Herzschlag und die innerliche Verbrennung nennen.

Jeder, der schon öfters an einem Sterbelager gestanden, vor allem aber jeder Arzt, wird ohne weiteres erklären müssen, daß das Aufhören dieser drei wichtigsten Lebensfunktionen in ziemlich weit von einander entfernte Zeiträume fällt. Es ist etwas ganz gewöhnliches, daß das laubende Ohr am Herzen noch einen leisen Schlag vernimmt, während die Atmung schon minütelang ausgefetzt hat, ja es gibt Fälle, wo der Organismus aus diesen Grenzgebieten sogar noch den Weg zurück findet in das lichte Reich des Lebens. Ich erinnere nur an jene Fälle von Lähmung des Atmungszentrums, wo durch systematische, oft langdauernde künstliche Atmung der scheinbar schon dem Tode Verfallene wieder gerettet wird, Fälle, die durchaus nicht selten sind. Sie ereignen sich oft schon an der Schwelle des Daseins, wenn der eben Geborene es aus eigener Kraft nicht vermag, mit dem sprichwörtlich gewordenen ersten Schmerzensschrei, der in Wirklichkeit nichts anderes ist als die erste, tiefe, unwillkürliche Einatmung, die Luft in seine Lungen zu ziehen. Aber der Arzt hört, daß das Herz des Kindes leise schlägt, und es gelingt ihm, sogar in den meisten Fällen, die Atmung so lange künstlich zu erhalten, bis sie von selbst einsetzt.

Schon an diesem Falle sehen wir in typischer Art, wie selbst in medizinischen Kreisen die Ansichten über tot und lebendig schwanken. Der praktische Arzt würde es, und mit Recht, als ein schwereres Verfallsstadium ansehen, ein solches Kind ohne weiteres als tot zu bezeichnen, für ihn ist es ein lebendes Wesen, das seine Kunst wieder oder vielmehr erst recht ins Dasein ruft. Die gerichtliche Medizin jedoch bezeichne ein Kind, welches nicht geatmet hat, dessen Lungen keine Luft enthalten, als „totgeboren“. Derselbe Zustand, und der eine nennt ihn Leben, der andere Tod.

Ähnliche Fälle kommen übrigens oft genug auch beim Erwachsenen vor. Das Aussetzen der Atmung für lange Zeit bei Fortbestehen der anderen lebenswichtigen Körperfunktionen ist ja bekanntlich ein Hauptsymptom vieler Krankheiten. Ich nenne nur die Vergiftungen mit Leuchtgas, ferner die verschiedenen Erstickenformen, zu denen auch das Ertrinken und der Tod durch Blitzschlag gehört, der letztere allerdings nicht in allen Fällen. Hier überall hat die künstliche Atmung schon oft das flüchtende Leben noch an der Schwelle zurück gehalten und wieder erneuert.

Andererseits kann, zum Beispiel bei Erstarrten, die scheinbar flodende Blutzirkulation von neuem angeregt werden.

Dies alles beweist uns, daß das Aussehen einer einzigen, wenn auch noch so wichtigen Körperfunktion, mit dem Tode noch nicht gleichbedeutend ist. Wie liegen nun die Verhältnisse in jenen, sich tagtäglich in Millionen Fällen bei den durch Krankheit oder Alter erschöpften Organismen wiederholenden Momenten, welche wir als die Stunde des Absterbens bezeichnen?

Auch hier sind fast niemals Tod und Leben haarfarrig geschieden, sondern zwischen beide schiebt sich eine mehr oder minder lange Zwischenpause ein. Ich meine nicht etwa jenen Zustand, der unter dem Namen Agonie auch dem Laien bekannt ist. Die Agonie ist ein Zustand zu Ende gehender, zumißt vermindelter Lebensfunktionen, aber sie ist noch Leben. Doch endlich kommt ein Augen-

blick, wo der Atem, der nur noch stoßweise mit langen, langen Zwischenräumen geschöpft wurde, ganz ausbleibt. Ist das Tod?

Noch nicht. Noch hört das Ohr des Arztes, welches sich dem Brustkorb anlegt, ein leises Klopfen des Herzens, zum Beweis, daß diese wichtige Funktion die Atmung überdauert, oft um Minuten.

Und endlich ist auch dies vorbei. Der Arzt drückt wohl die Augenlider über den erloschenen Sternen zu und spricht das Wort aus: „Der Tod ist eingetreten.“

Wichtig im medizinischen, verfrüht im physiologischen Sinne. Denn wenn auch noch niemals jemand zurück gefunden hat über die Schwelle, der soweit gegangen, vollkommen tot ist er auch dann noch nicht, wenn Atmung und Zirkulation aufgehört haben. Wir wissen, daß die innere Atmung, der Sauerstoffverbrauch in den Geweben, noch lange Zeit nach konstatiertem Tode fortbauert, was mit ein Grund, wenn auch nicht der einzige, ist, daß auch nach Erlöschen von Puls und Atmung die Temperatur des als tot bezeichneten Körpers nicht nur längere Zeit erhalten bleibt, sondern sogar noch anzusteigen vermag.

So sehen wir, wie ich schon eingangs erwähnte, zwischen den Reichen des Seins und Nichtseins einen schmalen, grauen Grenzstreifen, ein neutrales Gebiet.

Aber Tennt denn nur der Körper als Ganzes den Tod? Mit nichten. Jedem Laien ist es geläufig, daß bei lebendigem Organismus einzelne Körperteile absterben können, wie bei hochgradigen Erfrierungen oder Verbrennungen, sowie bei jener Krankheit, die man als Brand bezeichnet hat.

Ein brandig gewordener Fuß zum Beispiel ist auch im physiologischen Sinne vollständig tot. Er hat keine einzige jener Funktionen mehr, die wir als für das Leben charakteristisch bezeichnen, ja, auf fürchterliche Weise wird der Beweis des Todes oft auch dadurch gebracht, daß Bakterien, welche im lebenden Körper nicht gedeihen können, wie die Fäulniserreger, sich hier ansiedeln.

So kommt es oft genug vor, daß Tod und Leben nebeneinander in einem Körper bestehen, oft tage- und wochenlang. Freilich, ein dauerndes Band kann die ungleichen Brüder nicht vereinen. Wo sie auf die oben geschilderte Weise an einander gefesselt sind, beginnt zwischen ihnen ein zäher Kampf, der nicht früher endet, bis der eine besiegt und vom Schlachtfeld verdrängt ist.

Aber was nützt das alles? Kann dies Antämpfen gegen das unvermeidliche Schicksal mehr erzielen, als eine kurze Frist-erstreckung? Ist das Ende alles Lebenden nicht schließlich doch der Tod?

Nein, antwortet die moderne Wissenschaft. Nicht der Tod ist das Ende alles Lebens, sondern es gibt überhaupt keinen Tod. Was wir so nennen, ist nur das Aufhören einer Gestaltungsform des Lebens, die zerprengt wird, damit ihre Bestandteile sofort tausend neue Formen aufbauen helfen. Nicht der Tod ist das letzte, sondern das Leben ist es, das Leben, welches Anfang war und Ende bleibt und in welchem das, was wir Menschen Tod nennen, nur eine Episode ist, eine Uebergangsform zu neuem Sein.

## für unsere Jugend.

Der Nürnberger Trichter.

Es war einmal ein Bublein, das von einem Spatzvogel erzählen hörte, es gäbe in Nürnberg einen Trichter, mit dem man den Leuten Weisheit, Wissenschaft und Kunstfertigkeit einschütten könnte. Das war aber nur, wie gesagt, ein Spatz des Erzählers gewesen; das Bublein nahm's aber für Ernst. Und warum wohl? Weil der Mensch, sei er klein oder groß, nur zu gerne alles, was ihm lieb und bequem ist, als bare Münze gelten läßt. So auch hätte es freilich dem kleinen Franz sehr wohl behagt, durch den Trichter so mir nichts dir nichts zu lernen, wobei er keine Mühe in der Schule und zu Hause gehabt hätte, sich das einzuprägen, was eben jeder ordentliche Mensch lernen muß. Kurz und gut, unser Franz spekulierte von nun an auf den Nürnberger Trichter Tag und Nacht. Einmal, da das Bublein von der Schule bringung und an seiner Schiefertafel gar schwer trug — denn es hing auch ein Schwämmlein und ein Stift daran — zog's ihn auf den Jahrmart hin, der zu der Zeit gehalten wurde. Was es da zu schauen gibt, das wißt ihr ja selbst. Nicht weit von den Kaufläden standen gewisse lustige Buden! Wer kennt sie nicht? In einer ließ sich ein Taschenspieler sehen, in der anderen produzierte sich ein Elefant, der die Flöte blies; in der dritten war ein Kalb, welches mit zwölf Füßen und einem Entenschnabel geboren war; in der vierten waren englische Reiter und Seiltänzer usw. Vor allem aber lockte diesmal die Aufmerksamkeit des Knaben ein Mann auf sich, welcher als Hanswurst gekleidet auf einer offenen Bühne stand und dem Volkshaufen und den Kindern, die ihn angafften, gar gewaltig vorperorierte, während ein ihm zu Füßen sitzendes Zigeunermädchen allerlei Sachen zum Kauf ausbot. Dazu spielte ein Knabe die Trommel, und ein altes Weib blies den Dudelsack. Franz trat immer näher und näher, bis er endlich dicht daran war und wie die anderen Zuschauer das Maul aufsperrte, damit, was nicht durch die Ohren ging, durch das offene Tor Eingang fände. Der Hanswurst aber schrie mit freischender Stimme, wobei er zur Stärkung der Kehle nicht selten aus einem Bierkrug trant:

„Gochachtbarer Publitus,  
Ehrsam bring' ich meinen Gruß!  
Herr'n und Damen, groß und klein,  
Welche hier versammelt sein.

Hört auf mich, den Wundermann,  
Der Erstaunliches wohl kann!  
Kaufet meine schöne Sachen,  
Die mir niemand kann nachmachen!  
Hier ein Gläslein der Tinktur,  
Alles heilt ein Tröpflein nur —  
Hier ein Pflaster rosenfarb —  
Das kurieret jede Narb —  
Hier ein gläsen Peripetlit,  
Zeigt auch um die Erde schief —  
Hier ein Wundertrichter auch,  
Wie in Nürnberg ist der Brauch,  
Der die Gabe in sich schließt,  
Dass euch alles schnell einfließt — —"

Bei diesen Worten wäre Franz schier in Ohnmacht gefallen vor freudigem Schreden! Kaum vernahm er, was der Hanswurst noch alles predigte. Zum Schluss aber dieser wunderbaren Verkündigung weckte das Büblein der tolle Lärm des Dudelsacks und der Trommel, wozu noch ein gewaltiger Trompetenschuß, den Hanswurst selbst auf einer alten Posaune lustlich, aus seiner Verämbung. Der Langersehnte Nürnberger Trichter war also gefunden! Zaghaft und vor Angst zitternd, fragte Franz das Zigeunermädchen nach dem Preise solch eines Trichters. „Sechs Kreuzer“, hieß es. O Gloria! Acht Kreuzer hatte Franz in seinem Westentaschen, die ihm die Großmutter zum Jahrmärkte geschenkt hatte, sonach um zwei Kreuzer mehr, als notwendig! (Dieses schwierige Rechenexempel hätte ihr selbst auflösen können, denn 2 von 8 bleiben 6.) Nun war der Handel abgeschlossen und Franz ging mit seinem Flechttrichter ganz selig nach Hause!

Franz hatte sich durch sein Abenteuer, d. h. sein großes Handelsgeschäft, etwas verspätet. Vater und Mutter samt den Geschwistern sahen bereits am Mittagstische. „Kommst Du einmal?“ — sagte der Vater — „hast Du etwa Dein Käselein auf den Markt getragen?“ — „Was hat denn der Franz unterm Arm?“ rief die kleine Schwester Katharine. Franz, mit verklärtem Gesichte dastehend, hob seinen Trichter hoch empor und sprach in bedeutungsvollem Tone: „Vater, ich hab einen Nürnberger Trichter! Jetzt brauchen wir Kinder alle nicht mehr in die Schule zu gehen! Ruhe! Ruhe! Ich habe den Nürnberger Trichter um sechs Kreuzer gekauft!“ — „Was geschah nun?“ — Die ganze Tischgesellschaft bis auf die zwei ganz Kleinen, die von der Geschichte nichts verstanden, brach in ein unmäßiges Gelächter aus. Franz ward wie versteinert, als durch den Vater die Aufklärung erfolgte! O bittere Enttäuschung! Die sechs Kreuzer waren fort und das Schulgehen blieb da! Der kostbare Trichter aber wanderte in die Küche zu dem übrigen gewöhnlichen Geräte.

Diesmal aber schmeckte dem Hans das Essen gar nicht; denn es war ihm aller Appetit vergangen, und nachmittags 2 Uhr hieß es wieder: „in die Schule!“ — Franz Pöcci (1807—1876).

## Kleines feuilleton.

### Theater.

Figarotheater: Premierabend. Die kleine, aus dem Französischen übersehte Operette „Paris“, mit der anmutig melodischen ins Ohr fallenden Musik von Claude Terrasse fand äußerst animierten Beifall. Die parodistische Verulkung des berühmten Trojanerprinzen und der in einer Schönheitskonturrenz sich messenden Göttinnen rief die Erinnerung an den übermütigen Spott der Offenbachschen „Schönen Helena“ wach, jedoch nicht anders, wie ein grob verzerrtes Nachbild an die feinen Züge des Originals denken läßt. Die spielerisch graziose Frivolität der Meilhae und Halévy hat in dem Text der Herren de Flers und Caillavet einer Scherzmanier von höchst massiver Deutlichkeit im Lingeltangel- und Kabarettgeschmade Platz gemacht, und die Uebersetzung scheint aus eigenem an manchen Stellen die Farben noch dider aufgetragen zu haben. Wenn Frau Venus aus Paris Hand den Apfel als Schönheitspreis erhält, hat sie es hier dem Umstande zu danken, daß Juno und Minerva, ihre Kolleginnen, den Jüngling durch ein Schäferstündchen im voraus zu gewinnen suchen, während sie die Kunst übt, zu reizen, ohne zu gewähren. Herr Fredh hatte in seiner Schiedsrichterfunktion einige Momente burlesker Komik; die Rolle der Venus und namentlich die kleine in Paris verschlossene Glycère, die bei der Göttin Unterricht im Liebesfache nimmt, wurden von Fräulein Orsella und Josefine Grünwald flott lebendig gesungen und gespielt; mit der Figur des mädchenstheuen hochschfüßigen Satyr, die bei weniger guter Darstellung leicht unerträglich hätte wirken können, fand sich Hans Werkmeister in drollig-origineller Weise ab. Ein vorhergehender Einakter desselben Schauspielers „Das Geisterauto“, eine phantastische Schaur aus dem Monte Carloer Spielkleben, zeigte gleichfalls entschiedene Spuren humoristischer Begabung, sehr im Gegensatz zu der ebenso leidendelahmen als zynischen Komödie „Der Seelenretter“, des Franzosen Marcel Garbidon, die den Abend eröffnete. dt.

### Kunstgewerbe.

a. s. Ueber die Wiener Kunstgewerbeschule und ihre Ergebnisse sprach am Mittwoch im Verein für deutsches Kunst-

gewerbe Kunstschriststeller J. A. Luz. Die Kunstgewerbeschule bildet den Kunstschüler vor, der nachher zwischen Publikum und Fabrikant vermitteln soll. Insofern arbeitet er mit an der Kultur. Er soll dem Fabrikanten das Gewissen schärfen. Es ist ein Uebing, zwischen sogenannter hoher und angewandter Kunst zu unterscheiden. Beide sind gleich in ihrem Streben, Kulturwerte zu schaffen. Nur insofern mag die Bezeichnung „angewandte Kunst“ gelten, als dadurch hingewiesen wird auf das Material und auf den Zweck und in diesem Sinne soll der Kunstgewerbler eingedenk sein, daß seine Kunst eine angewandte ist.

Die Kunstgewerbeschulen erfüllen den Zweck der Erziehung meist nicht. Sie bilden Zeichner aus. Diese entwerfen Zeichnungen, die ein anderer, der Handwerker ausführt. Es besteht eine Differenz zwischen dem Entwerfenden und dem Ausführenden.

Um diesem Dilemma zu entgehen, hat man Lehrwerkstätten gegründet. Hier erhält der Kunstgewerbler Fachbildung. Es findet eine Emanzipation vom Unternehmertum statt und der Künstler ist in der Lage, den Geschmack zu bestimmen. (Dieser günstigen Entwicklung aber schiebt eine alte, österreicherische Gewerbeordnung einen Niegel vor durch veraltete Bestimmungen über Ausbildung in Gewerbebetrieben. Die Ausnutzung des künstlerischen Talents zugunsten der Allgemeinheit wird damit unterbunden.)

Die Wiener Kunstgewerbeschule, die schon in den achtziger Jahren vorbildlich war, hat seit den neunziger Jahren sich unter verständiger, umsichtiger Leitung, die vor allem den Einblick hatte, daß alle Kunst persönlich sei und daher kein Programm dulde, zu einer Anstalt entwickelt, deren Tendenzen durchaus gesund und modern waren. Es wurden die Professoren Jos. Hoffmann, Hof. Moser, Parisch und Koller berufen. Sie leiten jeder ein Meisteratelier und lehren das, was ihnen wichtig und interessant erscheint. Kein Lehrprogramm bindet sie; keine bestimmte Stundenzahl fesselt sie. Als Architekt kommt besonders Hoffmann in Betracht; im Flachornament ist Moser bedeutend; das Zeichnen reformierte Koller (er beginnt nicht mit dem Teil, sondern mit der Anschauung des Ganzen, lebendige Tiere werden zuerst gezeichnet und nur der allgemeine Eindruck angestrebt, der Schüler wird zu rascher Darstellung erzogen; der skizzierte Akt geht dem ausgeführten voran); für die Schrift war Parisch tätig, der betonte, daß die Schrift geschrieben und nicht konstruiert werden soll; mit Kollerfeder, Pinsel, Quaststift wird schnell das Seitenbild in seiner Schwarz-Weißwirkung entworfen.

Der Vortrag wurde durch Lichtbilder und Ausstellung von Arbeiten ergänzt. Ueberall ist ein aparter zutheilen kollektiver Geschmack vorwiegend, der aus der japanischen Kunst, im Ornament z. B., Anregung entnimmt, aber man sieht immer das Hinströben zu einer sinngemäßen Zweckgestaltung. Im Buch werden eigene Motive gefunden, die mit freien Mitteln sich im Eindruck der alten Druckkunst an die Seite stellen. Das Plakat wird zugleich passend, eindringlich und doch grazios gebildet. Die Architektur ist einfach und enträt jeder Schnörkelei. Das Vieredrige, Flächige, Geradlinige ergibt einen harmonischen, ruhigen Eindruck. Und immer ist die Farbe mit viel Geschmack verwandt.

So spürt man im ganzen eine Einheit heraus. Es ist ein architektonischer Rhythmus in diesem modernen Kunstgewerbe Wiens; das ist das Beste, was man davon sagen kann. Damit ist es sicher fundiert. Denn die Architektur, der Hausbau ist die Mutter aller Künste.

### Aus dem Pflanzenleben.

Das Wachstum der Pflanzen im Winter. In den kälteren Gürteln der Erde scheinen alle Pflanzen eine Wachstumpause, wenigstens in einem erheblichen Teil ihrer Organe, zu erleiden. Da die Zeit dieses Stillstands mit der kalten Jahreszeit zusammenfällt, spricht man wohl auch geradezu von einer Winterruhe der Gewächse. Die Botanik hat festgestellt, daß diese Erscheinung nicht lediglich durch die äußeren Umstände, also durch das Sinken der Lufttemperatur, veranlaßt wird, sondern eine Eigenschaft der Gewächse selbst geworden ist. Man darf demnach annehmen, daß sich die Pflanzen in unseren Erdtrüben so sehr an den Wechsel der Jahreszeiten gewöhnt haben, daß sie beispielsweise ihre Blätter auch dann abwerfen würden, wenn einmal ein Winter ganz ohne Frost vorüber gehen würde. Für den äußeren Ansehen befindet sich ein Baum zur Winterzeit im Zustand eines tothähnlichen Schlafes. Aber das ist eben nur ein Schein, denn nicht alle Tätigkeiten kommen während dieser Winterruhe zum Stillstand, obgleich alle zum mindesten in ihrer Lebhaftigkeit behindert und beschränkt werden. S. Simon hat in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Botanik einige Lebens- und Wachstumsänderungen während der Winterzeit unterfudat. An erster Stelle hat er seine Aufmerksamkeit dem Wachstum der Knospen zugewandt. Der Winterschlaf der Knospen ist ein recht verschiedener für die Blütenknospen und die Laubknospen. Aber auch unter den einjährigen Knospen gibt es Ausnahmen für die noch weniger vollkommen ausgebildeten, namentlich für die sogenannten Vasalknospen. Ob die mehrjährigen Knospen überhaupt eine Ruhezeit durchzumachen, hängt dagegen nur von den äußeren Einflüssen ab, und sie können jederzeit durch entsprechende Mittel geweckt werden. Eine besondere Stellung in der Betätigung der Pflanzen nimmt das Wurzelwachstum in Anspruch. Die Wurzeln haben eine Zeit starken Wachstums im Frühjahr und Sommer und eine kleine Wachstumsperiode im Spätherbst. Im wärmeren Klima kann sich das Wachstum der

Wurzeln bis in den Januar erstrecken und im Februar schon wieder seinen Anfang nehmen, so daß nur ein ganz geringer Stillstand von wenigen Wochen eintritt. Daraus läßt sich schließen, daß das Ruhebedürfnis der Wurzeln weniger in dem Charakter der Pflanze selbst begründet ist, sondern vielmehr von der Ungunst der winterlichen Verhältnisse erzwingen wird. Simon hat Beobachtungen an den Wurzeln zweijähriger Pappeln, Eichen, Linden und Fliedersträucher vorgenommen und festgestellt, daß bei deren Aufenthalt im Warmhaus die Ruhepause im Wurzelwachstum aufgehoben werden kann, und daß unter Umständen an Stelle der Ruhe eine besonders kräftige Entwicklung tritt. Daraus ist für die Forstkultur zu folgern, daß in einem milden Klima das Auspflanzen von Stecklingen weit weniger Bedenken hat, als bei einer rauhen Lage der Vertikalität. Das Erwachen der Pflanzen beginnt von der Baumkrone an, insofern, als die jungen Äste etwa einen Monat früher in die Höhe zu wachsen beginnen, als die jungen Wurzeln. Letztere verstärken sich oft erst von Ende Juni an. Der Holzkörper im Stamm wächst bis in den August, der an den Wurzeln bis in den Oktober hinein. Auffallend ist der Umstand, daß die Heilung von Wunden bei Bäumen auch in unserem Klima zu jeder Jahreszeit erfolgt, obgleich im Winter weniger schnell. Gerade für die Baumrinde läßt sich eine Ruhezeit eigentlich überhaupt nicht annehmen.

**Meteorologisches.**

Die Luستهlektrische Zerstreuung und die Sonne. Das Forschen nach dem Ursprung der Gewitter, über den es noch heute an einer alle bisherigen Erfahrungen umfassenden Erklärung fehlt, hat in der meteorologisch-physikalischen Forschung einen ganz besonderen Zweig hervorgebracht. Die gesicherte Tatsache der darauf gerichteten Untersuchungen ist die, daß die Erde eine negativ elektrische Ladung besitzt und daß also die außerhalb des Bodens liegenden Räume im Gegensatz zur Erde positiv geladen sind. Zur Feststellung solcher Tatsachen benutzt man Vorrichtungen, welche die Fähigkeit haben, den elektrischen Zustand der Umgebung anzunehmen, z. B. Flammen, glühende Linten, Tropfen von Wasserstrahlen und dergleichen. Von diesen kann man die elektrische Ladung abnehmen und mit Hilfe eines Elektroskops messen. Untersucht man etwa mit solchem Apparate die Luft über dem Erdboden, so wird man sie bei ruhigem, klarem Wetter umso stärker positiv elektrisch finden, je höher man hinaufsteigt. Bewegt man sich in der Luft jedoch wagerecht, so wird man keine Aenderung des elektrischen Zustandes entdecken können. Man kommt auf diese Weise zu dem Ergebnis, daß der elektrische Zustand in gleichen Höhen über dem Erdboden derselbe ist und nennt die Flächen gleicher Ladung Niveauflächen. Wenn Berge vorhanden sind, so drücken diese die Niveauflächen etwas in die Höhe, doch verliert sich diese Einwirkung in größeren Höhen wieder. Will man also den elektrischen Luftzustand bestimmen, so darf man die Messungen nicht auf Bergen vornehmen, sondern am besten vom Ballon aus. In solchen Fällen aber darf man wegen der Gasfüllung des Ballons brennende Körper nicht benutzen und muß Wassertropfapparate verwenden. Man kann dabei den Ballon in gewisser Höhe halten, und läßt aus zwei mit Wasser oder bei großer Kälte mit Alkohol gefüllten isolierten Gefäßen Schnüre herabhängen, an denen die Flüssigkeit hinabläuft. An denjenigen Stellen, wo die Flüssigkeit abtropft, mißt man die elektrische Spannung, die sich durch die feuchten und deshalb leitenden Schnüre dem im Ballon befindlichen Elektroskop mitteilt und hier bequem gemessen werden kann.

Auf diese Weise ist festgestellt worden, daß bei ruhigem normalen Wetter die elektrische Ladung dicht am Boden mit jedem Meter Aufstieg um einige Hundert Volt abnimmt, in Höhen von 8000 Meter aber nur noch um 10 bis 20 Volt. Wolken und Niederschläge bringen erhebliche und wesentliche Abweichungen hervor.

Diese sogenannte Schönwetter-Elektrizität reicht aber nicht aus, die Gewittererscheinungen zu erklären, und daher haben die beiden Physiker Elster und Geitel den Versuch unternommen, die luستهlektrischen Erscheinungen auf die Ionisierung der Luft zurückzuführen. Mit Ionen bezeichnet man Atome (kleinste Körperchen eines chemischen Urstoffes oder Elements) oder Atomgruppen, die für sich keine geschlossenen Moleküle bilden, d. h. kleinste Teilchen irgend eines aus mehreren chemischen Elementen zusammengesetzten Stoffes. Diese Ionen sollen sich unter dem Einfluß elektrischer Kräfte bewegen und elektrische Ladung irgend welcher Art mit sich führen können. Ist also Luft ionisiert, so sind ihre Moleküle teilweise in positive und negative Ionen zerfallen. Man erkennt die Ionisierung an der erhöhten Leitfähigkeit der Luft für Elektrizität. Ein elektrisch geladener Körper, der in der Luft auf isolierenden Stützen frei steht, verliert seine Ladung allmählich, und zwar umso schneller, je besser die Luft leitet. Ionisiert man nun die umgebende Luft, so wird deren Leitfähigkeit stark vermehrt. Ist z. B. der geladene Körper positiv elektrisch, so stößt er die positiven Ionen der Luft ab, die negativen dagegen zieht er an und deren Ladung vereinigt sich mit einem Teil der Ladung des Körpers und neutralisiert, vernichtet diese. Die Schnelligkeit der Elektrizitätszerstreuung des Körpers ist ein Maß für die Stärke der Ionisierung der Luft. Zur Messung benutzt man nun ein Elektroskop, dessen Gehäuse zur Erde abgeleitet ist, und das statt des einfachen Knopfes oben einen größeren zylindrischen Zerstreuungskörper besitzt. An der Größe

des Ausschlages der Blättchen im Elektroskop erkennt man die Größe der Ladung und die Geschwindigkeit ihres Abfalls durch die Zerstreuung in der Luft.

Die Ionisierung der Luft entsteht aus mehreren Ursachen. In die oberen Teile der Atmosphäre dringen die kurzwelligen, namentlich die ultraviolethen Strahlen der Sonne ein und erzeugen beständige Ionisierung. Die kurzwelligen Strahlen dringen aber nicht bis zu uns vor; hier werden vielmehr die radioaktiven Substanzen, die in neuerer Zeit überall entdeckt werden, wirksam. Namentlich Elster und Geitel haben gefunden, daß alle Luft, die lange mit dem Erdboden in Berührung war, also die Luft in Kellern, Erdhöhlen, oder Luft, die man durch in den Boden gesteckte Röhre aus den Poren des Erdbodens saugt, radioaktiv ist. Daher erweist sich auch Quellwasser und Luft, die man durch das Wasser in kleinen Blasen hindurchperlen läßt, radioaktiv. Diese Radioaktivität führt man auf gewisse Bodenbestandteile zurück, die in der Erde weit genug verbreitet sind, um die Bodenluft zu ionisieren. Nach den bisherigen Untersuchungen ist es vornehmlich das Radium und seine chemischen Verbindungen, vielleicht noch das Thorium, das diese merkwürdigen Eigenschaften besitzt, die in dem Aussenden gewisser Strahlen bestehen, welche die Luft leitend zu machen imstande sind, photographisch wirken usw. — Wird ionisierte Luft sich selbst überlassen, so vereinigen sich die Ionen allmählich wieder, und die größere Leitfähigkeit verschwindet.

Herr Viktor Conrad hat nun die an der Wiener Zentralanstalt für Meteorologie angestellten fortlaufenden Beobachtungen der Elektrizitätszerstreuung mittels des Elster-Geitelschen Apparates untersucht in der Weise, daß er zunächst die Tagesmittel bildete und diese dann in Gruppen von 24, 25, 26, 27 und 28 Tagen ordnete. Die so entstandenen Zahlenreihen behandelte Herr Conrad nach mathematischen Grundgesetzen und dabei ergab sich, daß die Zahlen einem mathematischen Gesetze folgten, welches periodisch einen Höchstwert zeigte. Dieser Höchstwert trat immer nach 26,2 Tagen ein. Das ist dieselbe Zeit, die die Sonne braucht, um sich einmal um ihre Achse zu drehen. Nun ist ja bekannt, daß die Sonne erhebliche elektromagnetische Einwirkungen auch auf die Erde hervorbringt; so ist unter anderem der Wert der Schwingung der erdmagnetischen Elemente derselbe. Aus den Untersuchungen Conrads ergibt sich also, daß die luستهlektrische Zerstreuung eine direkte Abhängigkeit von der Sonne besitzt.

**Humoristisches.**

— Auch ein Vergnügen. „Aber, Herr Huber, warum lachen Sie denn gar so?“ — „Ah, das ist schon zum Schief'n herg'richt' — ha, ha, hat mir grad' Einer mei' gold'ne Uhr mit samt der gold'nen Kett'n g'stohl'n!“ — „Und da lachen Sie dazu?“ — „Frei!“ — ha, ha, ha, — da muß i' lachen, wenn i' d'ran denk', wie i' den Kerl rausfeuern werden aus'm Verasthaus! Die Uhr — die Kett'n — ha, ha, ha, — zehn Markl haben i' lost'!“

— Eine moderne Hausfrau. „Warum betrachtest Du denn das „Stilleben“ gar so wehmütig und gierig?“

„Ach — das sind meine Liebungsstücken. Da sie meine Frau nicht kochen kann, hat sie mir wenigstens alle zu meinem Geburtstag gemalt!“

— Ein guter Kerl. Michel (dem in der Stadt ein Blumenstod auf den Kopf fällt, wobei der Topf zerbricht): „Jetzt derf' i' aber schau'n, daß i' weiterkomm'!“

— Genug. Mutter (am Schluß einer längeren Rede zur Tochter, die immer schlechte Schulzeugnisse bringt): „Schau, gib Dir doch ein wenig mehr Mühe! Deine drei Geschwister lernen alle so gut und sind so fleißig!“

Kindchen: „Aber, Mama, das ist doch vollaus genug, wenn drei aus der Familie lernen!“  
(„Fliegende Blätter.“)

**Notizen.**

— Der Verein für Kunst veranstaltet am Sonnabend, den 9. März, im Mozartaal einen Richard Strauß-Abend. Lulu Meyß-Gmeiner singt Lieder von Strauß, Richard Strauß begleitet selbst am Flügel. Karten bei Wertheim, Amelang, Kantstraße, Salon Cassirer und Abendkasse.

— Gegen die Ovationsmanie wandte sich der Wiener Anatom Emil Zuckerkandl, als die Studenten ihm eine Huldigung zu irgend einem Jubiläum darbringen wollten. Er sprach dabei Worte, die sich manch einer, der aus geringeren Anlässen sich feiern läßt, merken könnte:

„Ich habe gar nichts gegen Ovationen im allgemeinen, so weit sie meine Mitmenschen betreffen, sei es, daß jemand zu lange Professor ist oder längere Zeit verheiratet ist, oder wenn jemand ein Jubiläum feiert, weil er zum 500. Male sich die Haare schneiden läßt. Aber in bezug auf meine Person habe ich keine Ovationslust. Ich bin eines peinlichen Gefühles nie losgeworden, wenn ich mich habe Ovationen aussetzen müssen. Da ich aber mit meiner Abneigung gegen Ovationen niemandem schade, so sehe ich nicht ein, warum ich nicht meinem Egoismus kräftigsten Ausdruck verleihen sollte. Wenn ich vergleichend anatomisch vorgehe, so muß ich sagen, daß ich zurückgeblieben bin. Denn die Luft an Ovationen scheint ja eine progressive zu sein. Bei den Tieren ist so etwas nicht zu beobachten. Ich habe an diesem Fortschritt in der Selbstverhimmelung nicht teilgenommen.“